

Brief des Generalabtes Mauro-Giuseppe Lepori OCist
zu Pfingsten 2022

Synodalität der Gemeinschaft



Liebe Brüder und Schwestern, anlässlich meines Besuchs des Generalkapitels der Trappisten am vergangenen 10. Februar, am Vortag der Wahl ihres neuen Generalabtes und zugleich dem Fest der heiligen Scholastika, habe ich einen Vortrag gehalten über die Synodalität. Dieser Vortrag hat sowohl während der Versammlung wie auch danach einen intensiven Dialog ausgelöst. Ich habe ihn dann auch beim einem oder anderen Kongregationskapitel zur Sprache gebracht und dabei festgestellt, dass er dem ganzen Orden von Nutzen sein könnte, besonders im Hinblick auf die Vorbereitung unseres Generalkapitels vom kommenden Oktober. Deshalb habe ich beschlossen, ihn als Pfingstbrief zu verschicken, dies auch deshalb, weil die Synodalität wohl eine der entscheidenden Gaben ist, die der Heilige Geist seiner Kirche seit ihrem Ursprung schenkt. Heute ermuntert uns Papst Franziskus, die synodale Natur der Kirche wieder zu entdecken als ein immer neues Pfingstfest im Dienst der neuen Evangelisierung unserer verwundeten Welt, die nach Heil und Frieden dürstet. Vereinen wir uns mit unserem Papst und mit dem ganzen Volk Gottes in dieser Sehnsucht und in diesem Auftrag; beten wir, dass der Heilige Geist uns zu demütigen Dienern und treuen Freunden Christi des Erlösers mache. Allen wünsche ich ein heiliges Pfingstfest! Fr. Mauro-Giuseppe Lepori, Generalabt OCist

Das Wiedererwachen der Synodalität

Seit Papst Franziskus daran erinnerte, dass die Synodalität zum Wesen der Kirche gehört und konsequenterweise den synodalen Weg eingeleitet hat, wird mir immer bewusster, wie sehr unser benediktinisch-zisterziensisches Charisma von der kirchlichen Synodalität geprägt ist. Wir wissen, dass die *Carta caritatis* ein Meisterwerk des synodalen Bewusstseins unserer monastischen Familie ist und wie sehr die

Benediktsregel unseren ersten Vätern synodales Bewusstsein und synodale Erfahrung eingegeben hat. Mir wird deutlich, dass dieser synodale Geist und diese synodale Erfahrung, zu welcher die Kirche 60 Jahre nach dem Konzil zu erwachen scheint, in uns das Bewusstsein und die Erfahrung unseres Charismas wachrüttelt. In der konkreten Situation unserer Begegnungen im Kapitel oder bei anderen Gelegenheiten, in der Zusammenarbeit unserer Orden und in der zisterziensischen Familie, oder noch typischer, wenn wir nach Lösungen für die Probleme und die Schwäche unserer Gemeinschaften suchen, z.B. anlässlich der ordentlichen Visitationen, wird uns klar, dass keine Lösung zu Hoffnung Anlass gibt, wenn sie nicht den Anfang eines gemeinsamen Weges bedeutet. Allein darin finden wir erneut Einheit und Energie für die Nachfolge Christi, der uns „Weg, Wahrheit und Leben“ ist, der uns zu liebender und vertrauender Nachfolge beruft.

„Thomas sagte zu ihm: Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst. Wie können wir dann den Weg kennen? Jesus sagte zu ihm: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.“ (Joh 14,5-6)

Auch wir fragen uns immer wieder: „Wie können wir den Weg kennen?“, den Weg, den wir heute unter die Füße nehmen müssen, vielleicht in der Nacht, im Nebel, oder wenn der Weg, dem wir nun schon so lange folgen und auf dem wir uns sicher fühlten, sich als nicht mehr praktikabel erweist, zu steil für unsere Kräfte, zu rutschig wegen des Schlamms, den unsere Irrtümer und Treulosigkeiten verursacht haben? So viele Brücken sind eingebrochen, so viele Gänge durch Abfall verstopft. Viele Wege sind zu gefährlich geworden. Angesichts all dieser Probleme hören wir die klare Antwort, die Christus dem orientierungslosen Thomas gibt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.“ Und er fügt bei: „Niemand kommt zum Vater ausser durch mich“ (Joh 14,6).

Thomas muss – wie wir – sich klarmachen, dass seine Orientierungslosigkeit nicht behoben wird durch die Entdeckung eines neuen begehbaren und sicheren Weges, der vielleicht wie ein Wunder plötzlich auftaucht, sondern durch eine gegenwärtige Person, die mit Bestimmtheit sagt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben!“ Da geht es Thomas und den anderen Aposteln plötzlich auf, dass sie den Horizont absuchen, die Zukunft durchforschen, den Raum und die in Dunkelheit und Nebel gehüllte Zeit, um den Weg zu finden. Dabei steht er vor ihnen, ist da, sitzt am Tisch mit ihnen. Sie erkennen, ohne es noch ganz zu verstehen, dass der Weg ein Weg mit Christus ist. Und dieser Weg beginnt nicht damit, dass man Strassen, Brücken, Tunnel, Bergpfade oder Pisten in der Wüste baut, sondern damit, dass man wie Maria in Bethanien am Tisch der Gemeinschaft mit Jesus sitzt und durch ihn im Einssein mit dem Vater im Heiligen Geist.

Synodalität beginnt in und ernährt sich durch die *communio*. Sie bleibt authentisch und fruchtbar, sie bleibt christlich, wenn ihr Weg ständig ein Weg gemeinsam mit Christus, gemeinsam mit den Brüdern und Schwestern in Christus bleibt.

Geht! Ich bin mit euch

Mir wurde klar, dass der Schluss des Matthäusevangeliums genau den Beginn des synodalen Weges der Kirche beschreibt mit allen Einzelheiten:

„Die elf Jünger gingen nach Galiläa auf den Berg, den Jesus ihnen genannt hatte. Und als sie Jesus sahen, fielen sie vor ihm nieder, einige aber hatten Zweifel. Da trat Jesus auf

sie zu und sagte zu ihnen: Mir ist alle Vollmacht gegeben im Himmel und auf der Erde. Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Und siehe, ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ (Mt 28,17-20)

Jesus sendet seine Jünger zu allen Völkern bis an die Grenzen der Welt mit dem Auftrag, in der Menschheit die dreifaltige Gemeinschaft zu verbreiten, indem alle getauft werden im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Er versichert ihnen, dass er bei ihnen bleiben wird, d.h. in Gemeinschaft mit ihnen, alle Tage, immer. Dadurch entsteht sofort ein unverzichtbares Merkmal der christlichen Mission: Diese kann nur geschehen im gegenseitigen Einssein der Jünger. Jesus sagt ja „Geht“: Es ist also eine Sendung im Plural, die wir immer leben müssen als ein kirchliches „Wir“, welches das grosse „WIR“ der drei Personen der Dreifaltigkeit weitergibt.

Auch während seines Lebens auf dieser Erde hat Jesus nie einen Jünger allein, sondern immer wenigstens zwei gemeinsam ausgesendet. Mir scheint, dass er nur einmal einen Jünger allein gehen liess, nämlich als er zu Judas sagte, nachdem er ihm den Bissen gegeben hatte: „Was du tun willst, das tue bald“ (Joh 13,27). Die anderen Jünger dachten, Judas habe von Jesus einen Auftrag erhalten. Dabei war Satan in ihn gefahren und drängte ihn, sich zu beeilen; Satan hat ihn ermächtigt, allein die Sendung Christi zu verraten.

Nicht nur aus praktischen Gründen, zur gegenseitigen Unterstützung, sendet Christus seine Jünger zu zweit aus. Denn er gibt ihnen ja die Macht, Kranke zu heilen, Dämonen auszutreiben, Tote aufzuerwecken, Vergiftungen heil zu überstehen usw. Wenn jemand diese Macht besitzt, dann müsste er auch allein unschlagbar sein. Wozu benötigte er da brüderlichen Beistand? In Wirklichkeit will Jesus, dass die Sendung der Jünger ein Zeugnis der Stärke in der Schwäche sei: „Geht! Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe“ (Lk 10,3), und er fügt hinzu, dass sie kein Geld, keinen Vorrat, nicht einmal etwas für ihren Auftrag Nützliches mitnehmen sollen. Dabei hat er doch eben darauf hingewiesen, dass nur wenige Arbeiter für die Ernte zur Verfügung stünden. Aber anstatt sie mit Mitteln zur Verteidigung, mit einem Schutzschild auszustatten, anstatt sie ein wenig in Selbstverteidigung zu trainieren, schickt er sie unbewaffnet, schutzlos, mittellos aus und gibt sie so dem Martyrium preis.

Die Substanz der Sendung

Das alles macht deutlich, wie wichtig die einzige Sache ist, die Jesus mitzunehmen gestattet: die brüderliche Liebe, die Freundschaft, die gegenseitige Fürsorge, kurz: die **Communio**. Die Jünger brauchen dieses Einssein nicht, um stark zu sein oder Reiseprobleme zu lösen, sondern für die Verkündigung des Evangeliums, und zwar nicht nur dadurch, dass sie über das Ereignis Christi *sprechen*, sondern indem sie es *weitergeben*, ihre Erfahrung vermitteln, eine in die Tat übersetzte Erfahrung, nicht nur die Erfahrung von etwas Vergangenen oder eine Verheissung für die Zukunft. *Die Communio in Christus ist die Substanz der Sendung, der gesamten kirchlichen Sendung, auch der Sendung der Klöster.*

Diese Einssein in der *Communio* ist der Beweggrund, die Methode und das Ziel, ist der Ursprung, der Sinn und die Bestimmung der Sendung der Kirche.

Unmittelbar nachdem Judas den Abendmahlssaal verlassen hat, sagt Jesus zu den zurückgebliebenen Aposteln: „Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt.“ (Joh 13,34-35)

Communio, Gemeinschaft besteht in gegenseitiger Liebe. Es ist die Liebe, die Jesus unter seinen Jüngern entzündet hat, die er in der Kirche entzündet hat, indem er uns geliebt hat bis zur Vollendung, indem er uns die Füße gewaschen und den Vater offenbart hat und wirklich unter uns gegenwärtig bleibt.

Die Untrennbarkeit zwischen Gemeinschaft und Sendung drückt Jesus mit zwei gleichartigen Worten aus, welche zwei Facetten widerspiegeln, an deren Scheitelpunkt sich das gesamte Ostergeheimnis des Todes und der Auferstehung des Herrn abspielt: „Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe!“ (Joh 15,9)

„Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Nachdem er das gesagt hatte, hauchte er sie an und sagte zu ihnen: Empfangt den Heiligen Geist!“ (Joh 20,21-22)

Die *Communio* der Gemeinschaft ist diese dreifaltige Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn im Geschenk des Heiligen Geistes, die von ihrem Wesen her ausstrahlt. *Communio kommuniziert*, Gemeinschaft ist von Natur aus Mit-Teilung. Und *Sendung* ist *Kommunikation der Communio*, ist Mit-Teilung der Gemeinschaft. Ohne Gemeinschaft gibt es keine Sendung. Die Gemeinschaft ist die Substanz der Sendung. Somit kann nur die *Communio*, die Gemeinschaft Subjekt der Sendung sein. Mit anderen Worten: Ohne Erfahrung der *Communio*, ohne wirkliche, real existierende *Communio*, d.h. ohne Gemeinschaft, und wäre es bloss eine Gemeinschaft von zwei Personen, ein „Wir“, ohne das ist Sendung wie das Licht von seit Millionen von Jahren erloschener Sterne, das jetzt bei uns ankommt. Und wir täuschen uns, wenn wir meinen, diese Sterne existieren. Dabei hat dieses Licht keine Quelle, keine Substanz mehr, es gibt kein Subjekt mehr, dass dieses Licht aussendet.

Sich selber sterben, um in Gemeinschaft zu leben

Geht ... Tauft ... Lehrt ... „Und siehe, ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,19-20). Es ist notwendig, dass Christus immer bei uns bleibt. Er liebt uns so, wie der Vater ihn liebt, und auf diese Weise nährt er die brüderliche Gemeinschaft, die sich unter allen Völkern ausbreiten soll.

Ich habe den Eindruck, dass die grosse Krise der Sendung der Kirche auf allen Ebenen, auch in unseren monastischen Orden, nicht so sehr eine Krise des missionarischen Einsatzes als vielmehr eine Krise des Eins-Seins ist, eine Krise, die Gemeinschaft Christi zu leben. Wir laufen Gefahr, die Gnade unserer Zeit zu vergeuden, wenn wir nicht verstehen, *welche Umkehr zur Gemeinschaft die Synodalität von uns verlangt, damit unsere Sendung fruchtbar sei*. Mit anderen Worten: Ich habe das Gefühl, dass im Leben der Kirche auf allen Ebenen nicht so sehr die Sendung, die Aufgabe Angst macht, sondern die Gemeinschaft.

Warum? Weil die Gemeinschaft leben nicht so sehr eine äusserliche Entscheidung, einen äusseren Einsatz verlangt, als vielmehr eine innere Umkehr. Und diese Umkehr ist ein Prozess, der uns tiefgreifend verändert. Auch unsere Sendung fordert gewiss eine innerliche Entscheidung, sie verlangt Nächstenliebe, Opferbereitschaft, die Fähigkeit, zu verkünden und Zeugnis abzulegen bis zum Martyrium. Aber es ist vor allem die Gemeinschaft, die eine folgenschwere Bekehrung des Ich abverlangt, einen Übergang mit österlichem Charakter, ein Sterben, das zum Leben führt. Denn die Gemeinschaft fordert den Übergang vom Ich zum Wir, einen Wandel, in welchem das Ich sterben muss, um aufzuerstehen.

Ein „Wir“ entsteht nicht durch blosse Addition, sondern durch eine österliche Verwandlung. Das Ich wird nicht ein „Wir“, einfach weil andere Ich mit meinem Ich addiert werden, so wie man andere Geldstücke zu meinen Geldstücken hinzufügt. Jesus hat uns mit dem Gleichnis des Samenkorns erklärt, wie das Ich zum Wir wird: „Amen, amen, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht. Wer sein Leben liebt, verliert es; wer aber sein Leben in dieser Welt gering achtet, wird es bewahren bis ins ewige Leben.“ (Joh 12,24-25)

Jesus erinnert uns daran, dass die Fruchtbarkeit darin besteht, nicht allein zu bleiben, ein „Wir“ zu werden. Wir sind nicht fruchtbar, weil wir stark, schön, intelligent, zahlreich sind. Wir sind fruchtbar, wenn wir die Gemeinschaft leben. Wer glaubt, er liebt sein Leben, weil er seinen Individualismus liebt, seinen eigenen Komfort, seinen Verdienst, seine eigenen Interessen, die eigene Ehre, der verliert sein Leben. Deshalb fordert Jesus, dass wir nicht das Leben an sich, sondern sein falsches, egozentrisches und unabhängiges Bild, das wir wegen der Sünde in uns tragen, „gering achten“, ja sogar „hassen“, wie es im griechischen Text wörtlich heisst.

Gemeinschaft macht Angst, weil es sie nur gibt, wenn wir uns selber sterben. Johannes schreibt in seinem ersten Brief: „Wir wissen, dass wir aus dem Tod in das Leben hinübergegangen sind, weil wir die Brüder lieben. Wer nicht liebt, bleibt im Tod“ (1 Joh 3,14). Damit gibt er uns zu verstehen, dass wir notwendigerweise dem irrigen Leben in egozentrischer Eigenliebe sterben müssen, damit die brüderliche Liebe uns vom Tod zum Leben führen kann.

Die Stufen der Auferstehung

Wie geschieht diese Wiedergeburt zu einer Gemeinschaft, welche die Gegenwart und die Liebe Christi ausstrahlt?

Je mehr ich über die Regel des heiligen Benedikt nachdenke, desto klarer wird mir, dass sie uns einen Prozess der Bekehrung zur Gemeinschaft Christi anbietet. Die ganze Regel zeigt immer wieder Schritte auf, die im Gemeinschaftsleben wachsen lassen, um durch das Absterben unseres falschen und isolierten „Ich“ zum österlichen Leben des Ich im kirchlichen „Wir“ zu gelangen.

Es scheint mir lohnend und für unsere Generalkapitel und unsere Entscheidungen nützlich, gemeinsam das kurze, aber intensive 3. Kapitel der Regel zu betrachten, denn dieses beschreibt gerade eine Methode der Synodalität und der gemeinsamen Entscheidungsfindung. Das Kapitel handelt von der *Einberufung* der Brüder zum Rat.

Das verwendete Verb sagt „zusammenrufen“, es verweist also auf den ursprünglichen Sinn des Wortes „*Ekklesia*“, wie er im antiken Griechenland verwendet wurde und die Volksversammlung bezeichnete, wo Fragen von allgemeinem Interesse diskutiert und entschieden wurden und an der alle Bürger im Vollbesitz ihrer Rechte mit Rede- und Stimmrecht teilnahmen.

Etymologisch ist das Wort abgeleitet vom Verb *kaleo*, d.h. rufen, einladen, zusammenrufen, mit der Vorsilbe *ek*, d.h. aus, heraus. Es weckt die Vorstellung von einer Einberufung durch Wahl, von einer Versammlung, zu der man durch persönliche Berufung, durch Auslese oder auf Grund des Rechtes berufen wird, wie die Versammlung der Bürger im alten Griechenland.

Die Christen haben diesen Begriff übernommen, um die Gemeinschaft derjenigen, die an Christus glauben, zu bezeichnen, das neue Volk Israel, das sich in Versammlungen zusammenfindet, sei es, um Liturgie und die Sakramente zu feiern, sei es, um Fragen zu prüfen und so zu helfen, Entscheide zu treffen, die ein gemeinsames Unterwegssein in der Nachfolge Christi, des guten Hirten unserer Seelen, möglich machen.

Wenn eine bestimmte Gemeinschaft von Mönchen oder Nonnen oder eine Gemeinschaft von Gemeinschaften, wie die Familie der Zisterzienser, sich versammeln, dann muss sie sich erneut bewusst werden, Kirche zu sein, eine Versammlung von Personen, die von Gott zusammengerufen ist, um das Einssein in Christus zu leben und dieses Einssein als Sendung in der gegenwärtigen Zeit zum Ausdruck zu bringen. Dazu muss sie die je besondere Situation berücksichtigen und die Zeichen der Zeit lesen. Der Abt, der Obere hat die Verantwortung, sich das als Erster in Erinnerung zu rufen und den Brüdern zu helfen, eine authentische Synodalität der Gemeinschaft zu leben. Wie ich schon gesagt habe, fordert das eine Umkehr, ein sich selber Sterben, denn vor allem auf diese Weise sind der Obere und die Brüder aufgerufen, vom autonomen Ich zum Wir zu gelangen, d.h. zum Ich in der Gemeinschaft, zum brüderlichen Ich.

Ich möchte im Kapitel 3 der Regel des heiligen Benedikt drei grundlegende Punkte hervorheben, wie das geschehen kann. Mir scheint, dass Benedikt einige wesentliche Dimensionen der Synodalität der Gemeinschaft beschreibt, die wir alle vertiefen und einüben müssen. Das ist in der gegenwärtigen Situation der Kirche und unserer Ordensfamilien wichtiger denn je. Wenn es uns an Vitalität zu mangeln scheint, dann vielleicht gerade deshalb, weil wir den Übergang vom Tod zum Leben durch einen Prozess der brüderlichen Gemeinschaft nicht akzeptieren.

1. Sich gegenseitig begegnen

Was zuerst ins Auge springt ist das Gewicht, das die Regel der Begegnung aller mit allen beimisst. „Der Abt rufe die ganze Gemeinschaft zusammen“ (RB 3,1). Es ist nicht selbstverständlich, von diesem Anliegen auszugehen. In meiner Aufgabe stelle ich fest, dass echte Begegnung den Gemeinschaften schwerfällt. Es ist mühsam, zusammenzukommen, sich zu versammeln, sich auszutauschen über das, was wir denken, was wir tun. Dabei ist gerade das ein grundlegendes Merkmal der Kirche: eine Versammlung von Berufenen zu sein, Menschen, die dazu berufen sind, eine Versammlung zu bilden, eine „Kongregation“, wie der heilige Benedikt die Gemeinschaft definiert, d.h. buchstäblich eine Herde, die zusammen ist und daher einen einzigen Hirten anerkennt, wie Jesus im Kapitel 10 des Johannesbriefes sagt:

„Ich bin der gute Hirt; ich kenne die Meinen und die Meinen kennen mich, wie mich der Vater kennt und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben hin für die Schafe. Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stall sind; auch sie muss ich führen und sie werden auf meine Stimme hören; dann wird es nur eine Herde geben und einen Hirten.“ (Joh 10,14-16)

Und so singen wir im *Ubi caritas*: „*Congregavit nos in unum Christi amor*“.

Diese Nachlässigkeit ist kein Problem von heute: Es gab sie schon in der frühen Kirche, wie der Hebräerbrief berichtet: „Lasst uns aufeinander achten und uns zur Liebe und zu guten Taten anspornen! Lasst uns nicht unseren Zusammenkünften fernbleiben, wie es einigen zur Gewohnheit geworden ist, sondern ermuntert einander, und das umso mehr, als ihr seht, dass der Tag des Herrn naht!“ (Hebr 10,24-25)

Wir lassen etwas aus zwei Gründen links liegen: weil wir ihm keine Bedeutung beimessen oder weil wir Angst davor haben. Ich habe zunehmend den Eindruck, dass sich hinter der Gleichgültigkeit auch Angst verbirgt, Angst vor der Realität, denn die Begegnung, die Begegnung mit den Brüdern und Schwestern, ist ein Eintauchen in die Realität des anderen, die mir mich selber offenbart, und das ist beängstigend. Aber wenn man sich der Begegnung stellt, wenn man sich der Wirklichkeit des anderen ergibt und auf sie hört, ihr wirklich begegnet, dann zeigt sie sich normalerweise in ihrer wahren Schönheit, und dass sie gut für mich ist, „sehr gut“, wie Gott selbst sagt, nachdem er aus sich selbst sein Gegenüber, den Menschen, geschaffen hat (vgl. Gen 1,31). Kain hatte Angst, in ständiger Konfrontation mit der Güte Abels zu leben, und deshalb brachte er ihn um. Hätte er die Begegnung mit seinem Bruder gesucht, hätte er mit ihm gesprochen, hätte er ihm zugehört, dann hätte er entdeckt, dass Abels Gesellschaft ihm guttun, ihn lehren könnte, besser zu leben, eine tiefere, grosszügigere und vertrauensvollere Beziehung zu Gott zu haben.

Mich berührt immer die Szene, welche die Heimkehr des reich begüterten Jakob mit seinen Frauen und Kindern berichtet. Als er erfuhr, dass sein Bruder Esau ihm entgegenkomme, geriet er in Panik. Verzweifelt überlegte er, welche Taktik, welchen diplomatischen Trick er wohl anwenden soll, um eine Tatsache, die in seiner Vorstellung nicht anders als negativ und feindlich sein konnte, in eine gute Gelegenheit zu verwandeln. Als er aber seinem Bruder gegenüberstand, erkannte er, dass dieser ihn liebte, dass er weinte vor Freude, ihn wieder zu sehen, ihn umarmen zu dürfen. Esau dachte nicht mehr an den Betrug, den der listige Jakob ihm zugefügt hatte, indem er sein ungehobeltes Wesen ausnützte.

„Jakob erhob seine Augen und sah: Und siehe, Esau kam und mit ihm vierhundert Mann. Da verteilte er die Kinder auf Lea und Rahel und auf die beiden Mägde. Die Mägde und deren Kinder stellte er vorn hin, dahinter Lea und ihre Kinder und zuletzt Rahel und Josef. Er selbst ging vor ihnen her und warf sich siebenmal zur Erde nieder, bis er nahe an seinen Bruder herangekommen war. Esau lief ihm entgegen, umarmte ihn und fiel ihm um den Hals; er küsste ihn und sie weinten.“ (Gen 33,1-4)

Begegnung in der Kirche, Begegnung unserer Gemeinschaften sollte nicht nur dann geschehen, wenn es Pflicht ist. Es müsste eine liebevolle Antwort auf eine liebevolle Einladung sein. Es müsste uns an das Gleichnis von der Einladung des Königs zur Hochzeit seines Sohnes erinnern (vgl. Mt 22,1ff).

Wie schwer fällt es uns, in Freiheit und Lust zusammenzukommen! Wie gering ist oft unsere Freude, unseren Brüdern und Schwestern zu begegnen! Meist sind wir uns nicht bewusst, dass die Begegnung in der Kirche, das Zusammensein in der Gemeinschaft, im Orden keinen politischen, funktionalen oder diplomatischen, sondern einen theologischen Charakter hat, denn es ist wesentlich ein Weg, um in uns und unter uns das Bild des dreieinigen Gottes zu verwirklichen. Wir sind das Bild dieses Gottes und dazu berufen, es immer mehr zu werden. Davor Angst zu haben oder es aus Stolz zurückzuweisen ist im wahrsten Sinne des Wortes "teuflisch", das Werk des „Entzweiers“, der im Menschen das Bild Gottes zerstören will, das Christus durch seinen Tod und seine Auferstehung und die Gabe des Pfingstgeistes erneuert hat. Personen und Gemeinschaften, welche die Begegnung wagen, öffnen sich für ein überraschendes Wunder der Gemeinsamkeit, das der Geist unter uns verwirklichen will.

2. Sich gegenseitig zuhören

Der zweite eng mit dem ersten verbundene Aspekt, den der heilige Benedikt im 3. Kapitel der Regel hervorhebt, ist das gegenseitige aufeinander Hören. Nicht nur der Abt soll zuhören, denn da erübrigte sich ja das Einberufen der ganzen Gemeinschaft. Es würde genügen, wenn der Abt bei jedem Mönch vorbeiginge und ihn um seine Meinung bäte. Nein, es ist wichtig, dass jedes Glied der Gemeinschaft der gesamten Gemeinschaft zuhört. Das kirchliche Zuhören ist nicht in erster Linie eine Konsultation als vielmehr ein Austausch.

Der heilige Benedikt besteht darauf, dass jeder Bruder gehört wird, auch der Jüngste, d.h. der Geringste, denn die Erkenntnis dessen, was das Bessere ist, was Gott von uns will, ist ein Konsens, der dadurch entsteht, dass wie bei einer Kette alle Ringe ineinander greifen. Erst wenn der letzte Ring mit dem ersten verbunden wird, ist die Kette vollständig, schön und solid.

Das Zuhören, von dem der heilige Benedikt spricht, ist nicht zu verwechseln mit demokratischen Rechten, es hat eine theologische Bedeutung. „Dass aber alle zur Beratung zu rufen seien, haben wir deshalb gesagt, weil der Herr oft einem Jüngeren offenbart, was das Bessere ist“ (RB 3,3). Es geht darum auf Gott zu hören, und wenn man auf Gott hört, geht man sicher, dass „das Bessere“ das ist, was für uns den grössten Wert, am meisten Wahrheit und Schönheit bedeutet.

So wird das Bewusstsein, dass Gott das Kleinste, das Geringste, das in unseren Augen oder in den Augen der Welt Unwichtigste bevorzugt, zu einer Disziplin nicht nur des Hörens, sondern auch des Sprechens. Jeder Bruder ist aufgefordert, sich klein zu machen, sich selbst zum „Geringsten“ zu machen, den letzten Platz beim Festmahl des Austausches des Wortes einzunehmen: „Die Brüder sollen jedoch in aller Demut und Unterordnung ihren Rat geben. Sie sollen sich nicht anmassen, um jeden Preis ihre eigenen Ansichten zu verteidigen“ (RB 3,4).

Auch hier herrscht das Bewusstsein, dass das, was uns für die Wahrheit öffnet, nicht die Selbstbehauptung, die Behauptung unseres „Ich“ ist, sondern die Bejahung des „Wir“, der Gemeinschaft. Nur ein Wort, das von einem „Ich“ ausgesprochen wird, das sich dem „Wir“ schenkt, ist ein Echo des Wortes Gottes, des guten Willens Gottes, der das Beste

für alle will. Das „Ich“, das sich dem „Wir“ schenkt, wird weit, wird grösser, so sehr, dass sein Wort Gottes Wort, sein Wille Gottes Wille wird.

Dieses aufmerksame und demütige einander Zuhören bewirkt noch mehr als möglichst gute Entscheidungen ein Zusammenwachsen der Gemeinschaft. Es geht nicht so sehr darum, immer die richtigen Entscheidungen zu treffen, sondern um den wachsenden Konsens, um das gemeinsame Spüren der Gemeinschaft, beruhend auf dem „*consensus fidei*“, den der Heilige Geist uns wahrnehmen lässt, wenn das Wort Gottes in uns und unter uns dieselbe Liebe zu Christus, dem Weg, der Wahrheit und dem Leben, zum Schwingen bringt. „Brannte nicht unser Herz in uns, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schriften eröffnete?“ (Lk 24,32). Das ist die Erfahrung, die wir immer wieder gemeinsam machen sollen, denn der Auferstandene bleibt gegenwärtig, er spricht weiter zu uns, er geht mit uns.

3. Die synodale Autorität: ein denkendes Herz

Der dritte Aspekt ist nach meiner Ansicht entscheidend, vor allem für die Übernahme von Verantwortung und authentischer Autorität, d.h. um fähig zu sein, das Wachstum der Gemeinschaft im Einssein und in der Sendung zu unterstützen, zu der Christus uns beruft. Der heilige Benedikt verlangt vom Abt: „Er soll den Rat der Brüder anhören und dann mit sich selbst zu Rate gehen. Was er für zuträglicher hält, das tue er.“ (RB 3,2)

„*Audiens consilium fratrum tractet apud se et quod utilius iudicaverit faciat*“: Dieser Satz ist es wert, dass man darüber nachdenkt. Der Obere ist aufgefordert zu urteilen und zu handeln, das liegt in seiner Verantwortung, er darf sich ihr nicht entziehen. Der heilige Benedikt hilft uns aber zu verstehen, was ein gutes Urteil und ein gutes Handeln, die Weisheit eines Herzens und einer Hand ist, wie der Psalm 77 von David sagt: „Und er weidete sie mit lauterem Herzen und führte sie mit klugen Händen“ (Ps 77,72). Das ist die Frucht einer *Resonanz im Herzen, die das von den Brüdern und Schwestern Gehörte nachklingen lässt*.

„*Audiens consilium fratrum tractet apud se*“. Man glaubt den heiligen Lukas zu hören, wenn er sagt: „Maria aber bewahrte alle diese Worte und erwog sie in ihrem Herzen“ (Lk 2,19). Maria verstand auf Gott zu hören, wenn sie die Worte der einfachen Hirten aufnahm, die gekommen waren, um das Kind anzubeten. Der Abt ist aufgefordert, dasselbe zu tun, indem er allen seinen Brüdern, auch dem Letzten, zuhört.

„*Apud se*“: Dieses In-sich-Gehen, dieses mit dem Herzen Erwägen, dieses *habitare secum*, könnte man sagen, das Hören auf alle, ist vielleicht der wichtigste, wenn auch nicht offensichtliche Aspekt der Synodalität der Gemeinschaft. Ich meine, dass das nicht nur von den Oberen, sondern von jedem verlangt wird. Wenn das gemeinsam gehörte Wort nicht hinabsteigt ins meditierende Herz, dann besteht die Gefahr, dass es eine Idee, eine Information bleibt. Es wird nicht Same, der in die Erde fällt und reiche Frucht bringt, vielleicht sogar erst nach langer Zeit. In diesem inneren und stillen Meditieren im Gebet beginnt das gemeinsam Gehörte zu leben, es wird fruchtbar, es wird zu einem Ereignis, eine neue Wirklichkeit, eine Entfaltung neuen Lebens.

Oft fehlt diese Ebene der Synodalität; das sehe ich bei mir selber und bei vielen Oberen. Wenn dieses „mit sich selbst zu Rate gehen – *tractare apud se*“, dieses In-sich-Gehen fehlt, dann bleiben wir hängen auf einer politischen, vielleicht sogar ideologischen Ebene des kirchlichen und gemeinschaftlichen Lebens, des Lebens unseres Ordens.

Dann bleibt das kirchliche Leben zerbrechlich und zerstreut, ohne echte Einheit, ein Spielball der Machtkämpfe.

Nachdem ETTY HILLESUM im Lager von Westerbork in der Nacht das Jammern ihrer Gefährtinnen gehört hatte, schrieb sie in ihr Tagebuch: „Ich möchte das denkende Herz eines ganzen Konzentrationslagers sein“ (*Tagebuch*, 3. Oktober 1942). Ja, genau darum geht es. Sich gegenseitig zuhören und den Worten, den Klagen, den Ratschlägen, den Ideen, den Plänen der Brüder und Schwestern unser Herz schenken, das hört, denkt, in sich geht, sozusagen um den Worten das Erdreich zu bieten, in welchem sie wachsen und Frucht bringen können für das Reich Gottes.

Die allmächtige Liebe

Ich möchte diese Gedanken nicht abschliessen, ohne die heilige Scholastika und ihre letzte Begegnung mit ihrem Bruder Benedikt zu erwähnen (Gregor der Grosse, *Dialoge* II, 33). Scholastika und Benedikt hielten jährlich eine kleine brüderliche „Synode“ ab, in der sie Gott lobten und „geistliche Gespräche“ führten. Als die Nacht hereinbrach, bat Scholastika ihren Bruder, diesen Austausch bis zum Morgen fortzusetzen, „um von den Freuden des himmlischen Lebens zu sprechen“. Benedikt will ihr kein Gehör schenken, weil er der klösterlichen Disziplin den Vorzug gibt. Das Gebet der heiligen Scholastika löste jedoch einen plötzlichen Wolkenbruch aus, der Benedikt zwang, bei ihr zu bleiben. „So konnten sie die ganze Nacht durchwachen, in heiligen Gesprächen ihre Erfahrungen über das geistliche Leben austauschen und sich gegenseitig stärken“.

Als Benedikt Scholastika vorwirft, diese irreguläre Situation provoziert zu haben, antwortet die Schwester mit ihrem bekannten Satz: „Sieh, ich habe dich gebeten, und du hast mich nicht erhört; da habe ich meinen Herrn gebeten, und er hat mich erhört.“ Der grossartige und prägnante Kommentar Gregors lautet: „Nach einem Wort des Johannes ist Gott die Liebe; so ist es ganz richtig: jene vermochte mehr, weil sie mehr liebte.“

Diese Episode erinnert uns daran, dass die wahre Erfüllung eines jeden synodalen und brüderlichen Prozesses nicht nur der Konsens der Worte und Urteile ist, sondern der Konsens der Liebe, der Konsens der Einmütigkeit in der Liebe Gottes. Wir versäumen es oft, einander wirklich zuzuhören, gemeinsam bis zum Ende zu gehen und vor allem, einander zu lieben. Aber Gott macht alles wieder gut, er erneuert die Gemeinschaft, lässt den Weg weitergehen und schenkt denen, die zu ihm beten und ihn als „ihren Herrn“ lieben, eine allmächtige Liebe.

„Ich habe meinen Herrn gebeten, und er hat mich erhört“.

Der heilige Pfarrer von Ars drückt es mit einem einfachen und eindringlichen Gedanken so aus: „Der Herr tut gerne den Willen derer, die ihn lieben“. Gott hört auf die, die ihn lieben, er gehorcht unserer Liebe, die bittet. Vielleicht vergessen wir zu oft, Christus zu lieben, damit er uns das Geschenk machen kann, gemeinsam in seiner Liebe zu wandeln.